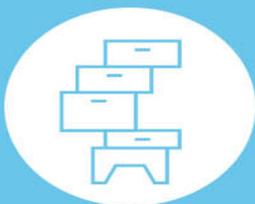


Seraina Kobler
Regenschatten



© 2020 Kommode Verlag, Zürich
2. Auflage

Der Kommode Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einer Förderprämie für die Jahre 2019–2020 unterstützt.

Der Verlag dankt der Fachstelle Kultur des Kanton Zürich und der Dienstabteilung Kultur der Stadt Zürich für die Druckkostenbeiträge.



Kanton Zürich
Fachstelle Kultur



Stadt Zürich
Kultur

Die Autorin dankt der C. und A. Kupper-Stiftung und dem Bundesamt für Kultur, ohne deren finanzielle Unterstützung die Arbeit an diesem Roman nicht möglich gewesen wäre.

Lektorat: Matthias Jügler
Gestaltung und Satz: Anneka Beatty

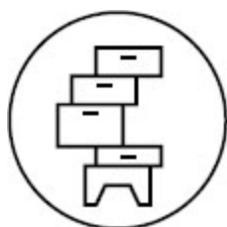
..

ISBN 978-3-905574-90-6
eISBN 978-3-905574-90-6

Kommode Verlag GmbH, Zürich
www.kommode-verlag.ch

Seraina Kobler
Regenschatten

Roman



Kommode
Verlag

Für meine Kinder

»Alles ist Wechselwirkung.«

Alexander von Humboldt,
Forschungsreisender

Morgen

Mittag

Abend

Nacht

Dämmerung

Ein Jahr später

Morgen

Die Stare kommen sonst immer im Herbst. In riesigen, synchron flatternden Wolken, die einen von den Haarspitzen bis in den kleinen Zeh elektrisieren, wenn man das Glück hat, in ihrer Nähe zu stehen. Eine Wolke, zusammengesetzt aus einer unüberblickbaren Summe willkürlich getroffener Entscheidungen. Jeder Richtungswechsel dem Zufall überlassen. Für jeden Einzelnen im Schwarm von Bedeutung und nicht anzweifelbar. Man muss nur den anderen folgen, nicht den Bruchteil einer Sekunde lang überlegen.

Ein tiefblauer Novemberhimmel spannt sich über die Stadt. Wolkenlos, keine Orientierung bietend. Immer gleich. Wie die Tage, die sich hinziehen. Morgens wird es schon spät hell. Aber mittags baden sie noch immer in den zu warmen Seen und Flüssen. Von der Ostsee bis zur Adria haben die Blumen wieder zu blühen begonnen. Ich hatte gehofft, das alles wäre nur ein Traum, dessen Spuren verblassen, je länger man wach ist, so wie das Glühen der Dämmerung mit dem Aufgehen der Sonne verschwindet. Doch dann sehe ich den Wald. Baumskelette beugen sich im Wind. Noch immer dampft und raucht er, wie in den Tropen.

Das ansteigende Pfeifen des Teekessels bricht das Schweigen, das sich über das verlassene Wohnhaus gelegt hat. Ich drehe rasch den Gaskocher ab und gieße kochendes Wasser in die Thermoskanne. Sie haben die Straße vom Stromnetz getrennt. Wegen der verkohlten Leitungen und der Brände, die unterirdisch weiter durch die Torfschicht schleichen. Sie sagen, man könne erst wieder zurück, wenn die Schneisen breit genug und die

Wohnungen wieder sicher sind. Doch sie wissen nicht, dass Sicherheit nur eine Konstruktion in ihren Köpfen ist, die von einem Augenblick auf den nächsten in sich zusammenfallen kann wie Wolkenkratzer, in die ein Linienflugzeug gelenkt wurde.

Ich sitze am Fenster. Warte darauf, dass die Stare kommen. Warte, und halte mich an der Tasse fest, in der zerknitterte Kamillen schwimmen. Manchmal denke ich, es hätte mir von Beginn an klar sein müssen. Wenn ich meine eigene Geschichte besser gekannt hätte, näher bei mir selbst gewesen wäre. Alle relevanten Ereignisse in den richtigen Zusammenhang gestellt hätte. Und dann denke ich wieder, dass ich viel mehr so sein sollte wie die Stare.

David und ich hatten keinen Alltag zusammen. Sein Verschwinden reißt kein Loch in meine Gewohnheiten. Es ist nicht so wie bei einem alten Ehepaar, wo die Frau noch immer für den Mann ein Gedeck auflegt.

Gabel, Teller, Messer und eine Serviette. Als wäre er nur etwas verspätet. Weil sie es so gewohnt ist. Und weil mit dem anderen auch ein Teil von ihr selbst weggegangen ist und sie sich davor fürchtet, dass ihr Leben ohne seine Erinnerung gar nie wirklich stattgefunden hätte. Nein. So ist es nicht.

An einem Sonntag im April multiplizierte sich meine Welt mit einer anderen, von der ich mit einem Mal glaubte, mein ganzes bisheriges Leben lang getrennt gewesen zu sein. Wir saßen da, in einem schummrigen Wohnzimmer auf einer speckigen Couch und rauchten unseren letzten

Tabak, der beim Anzünden auf den Tisch rieselte. Wir tranken Weißwein vom 24-Stunden-Laden neben dem Hauptbahnhof, der süßliche Geschmack blieb an unseren Gaumen kleben. Doch wahrscheinlich merkte ich das in diesem Augenblick nicht, sondern erst später, als ich mit klopfendem Schädel erwachte und hoffte, dass er noch da sein würde. Wir hörten Musik, das gleiche Lied - immer und immer wieder, als wollten wir verhindern, dass die Zeit weiterlief. Jetzt wo wir uns endlich gefunden hatten.

Wir sprangen über die Sätze, beendeten sie füreinander, dass es bald egal schien, von wem sie kamen. Nachdem wir eine zweite Flasche geleert hatten, waren wir davon überzeugt, unsere Gedanken auch ohne Worte tauschen zu können. Als wir irgendwann mit ineinander gefalteten Armen und Beinen auf dem schmalen Sofa einschliefen, hätte kein Blatt Papier zwischen uns gepasst. Mehr ist nicht passiert, in dieser ersten Nacht. Ich vergrub mein Gesicht in seinen Haaren, ignorierte dabei den schwankenden Boden und sog den Duft kalter Nachtluft ein, der unter dem Rauch verborgen lag. Bevor ich wegdämmerte, hörte ich das Geräusch von Regen, der auf die frisch ausgetriebenen Blätter im Hof fiel.

Nach dem Frühstück, das aus schwarzem Kaffee und ein paar gebratenen Eiern bestand, dem einzigen, was die Küche in Davids WG hergab, stieg er zu seinen Freunden in einen Transporter. Einer von ihnen hatte einen verwilderten Garten am Stadtrand übernommen und sie wollten ihm an diesem Wochenende bei den anstehenden Frühlingsarbeiten unter die Arme greifen. Anna, hörte ich David rufen. Ich drehte mich um. Nicht zu schnell, sondern bedächtig, wie man das tut, wenn man weiß, dass man von jemandem beobachtet wird, der einem wichtig ist. Er

kurbelte die Scheibe herunter und winkte zum Abschied. Mit glühenden Wangen schickte ich ihm eine Kusshand hinterher und sah zu, wie der Wagen aus dem Blickfeld verschwand. Dann suchte ich mein Fahrrad, das ich in der Nacht an eine Laterne geschlossen hatte und fuhr über nass glänzende Straßen nach Hause. Die Regenwolken hatten sich wieder verzogen. Was blieb, war Davids Geruch – an meiner Hand, meinem Pullover, überall.

In der Ferne erhoben sich die Berggipfel, blütenweiß wie die Schwäne, die überfüttert von dem harten Brot, den Nussstangen, der Bratwurst und allem anderen, was es an den Buden am Ufer zu kaufen gab, in kleinen Kolonien im Hafenbecken umhertrieben.

Ein Alpenlandmotiv wie auf der Postkarte, so makellos, dass es an jedem anderen Morgen übertrieben kitschig gewirkt hätte. Ich wollte das beschwingte Gefühl noch etwas länger auskosten, nahm einen Umweg und fuhr am Bellevue nicht geradeaus den Hang hinauf, sondern bog links in den Limmatquai ein. Das Licht der Sonne war bereits bis über die Dächer der Altstadt Häuser gestiegen, welche die gegenüberliegende Seite des Flusses säumten. Es wurde rasch so warm, dass ich kurz anhielt, um Jacke und Pullover in den Rucksack zu stopfen. Vor mir saßen die Leute an kleinen Bistrotischen aneinandergereiht. Ihre Jacken hingen über den Rückenlehnen der Stühle und sie trugen, vielleicht das erste Mal in diesem Jahr, offene Schuhe an den noch bleichen Füßen. Ich dachte mir, dass sie doch eigentlich singen oder wenigstens vergnügt summen müssten. Aber stattdessen saßen sie unbeeindruckt vor ihren kunstvoll in die Crema des Kaffees geschäumten Milchblumen, als wäre nichts Besonderes geschehen.

Am Abend zuvor hatte ich Spätschicht im Rivera gehabt, einer Bar an der Sihl, die man nur fand, wenn man sie kannte. Ein gusseisernes Tor verschloss tagsüber den unscheinbaren Eingang in den Hinterhof und die Treppe, die durch verwinkelte unterirdische Gänge in das Gewölbe führte. Bald nach der letzten Runde drehte ich die im Gemäuer versteckten Neonröhren voll auf. Mit einem Schlag war es taghell. Die blinden Stellen auf der Spiegelwand wurden sichtbar. Jetzt fiel auf, dass es keine Fenster gab, sondern nur samtene Vorhänge, die in dem grellen Licht ihre dämpfende Wirkung verloren. Die Vorstellung war vorbei. Ich wischte die dickbauchigen Flaschen ab, in denen wir die Essenzen für die unterschiedlichen Mixturen aufbewahrten. Sie enthielten nur Wasser, Alkohol und eine Grundzutat. Zitronengras, Bergamotte, Rosenholz, Ingwer, Zimt. Nachdem wir die letzten Gäste verabschiedet hatten, kippte ich das Eis aus dem silbernen Kübel in den Schüttstein und Oskar begann, den Umsatz aus der Kasse zu zählen. Als sich die Geldscheine in ordentlichen Häufchen vor ihm stapelten, klingelte sein Telefon.

Er fragte mich, ob es in Ordnung sei, wenn noch ein Freund reinschaue. Ich war ziemlich müde, aber Stella bestand darauf, dass wir den Laden nur zu zweit dicht machten. Oskar war mir zuliebe auch schon länger geblieben. Ich zuckte mit den Schultern. Dann stellte ich die Flaschen zurück auf die Tablettts aus schwarzem Holz. Stella hatte, als sie das Rivera übernahm, alles in einem kräftigen Graublau übermalt. Sie inszenierte eine nahezu perfekte Illusion. Die kniehohen, mit Messing verbrämten Tische harmonierten mit den antiken Sesseln, die mit Plüsch, Tweed und glänzendem Leder bezogen waren. Es war zwar gewollt, dass die Bar mit ihren vielen Schubladen

und den elfenbeinfarbenen Etiketten, den dunklen Flaschen, den durchsichtigen Gläsern mit Rinden und Harzen, Pflanzenpulvern und getrockneten Blüten einer Apotheke aus dem vergangenen Jahrhundert glich. Dennoch wirkte es nicht bemüht. Das lag vielleicht daran, dass keines der vielen Utensilien je ohne Funktion blieb. Wir sollten nicht einfach Getränke kultivieren, sondern etwas, was kaum mehr zu finden war: Sorgfalt, mit einer Prise Magie. Obwohl das Rivera in keinem Stadtführer je erwähnt wurde und seit Jahren unter dem Radar der Veranstaltungskalender flog, bildete sich an den Wochenenden eine Warteschlange bis beinahe zum Busbahnhof.

Vorsichtig griff ich nach einer der dänischen Keramikvasen am Eingang. Efeuranken und üppige Ranunkeln wippten, als ich sie hinter die Bar neben den Mörser und Stößel aus rauem Granit stellte. Für einen Augenblick meinte ich, Davids Gesicht im Profil schon einmal gesehen zu haben. Das konnte aber auch nur an der Wollmütze liegen, unter der seine Haare hervorschauten. Erst später an diesem Abend würde mir auffallen, dass seine Augen leuchtend grün waren und Punkte hatten, die in der gleichen Farbe schimmerten wie der schwere Whisky, den wir als Basis benutzten. Nachdem wir die Kelche für den Champagner, die Kristallgläser und Karaffen alle abgewaschen hatten und die Barhocker umgekehrt auf dem sauberen Tresen standen, begann Oskar von seiner Theorie zu erzählen. Ich kannte sie bereits und Davids Reaktion ließ darauf schließen, dass es ihm ebenso erging. Immerhin waren sie im gleichen Bergdorf aufgewachsen - und seitdem Freunde. Oskar hatte das Betriebskonzept so sehr verinnerlicht, dass er der festen Überzeugung war, nicht einfach ein Barkeeper zu sein, sondern ein Mixologe, eine